

(Nachdruck verboten.)

## Die alte Truhe.

(Schluß.)

„Dat schall ni lang durn“ — entgegnete Hans. — „Dat war jo doch Tied, na'n Affaten to gob'n.“

Er nahm seinen Stock und seine Mütze und ging nach der Tür.

„Dat du mi ni weller öwer'n Drüffel kommst!“ schrie Klaus ihm nach.

„Get niks to segg'n!“ antwortete Hans, da war er schon draußen.

Das war das letzte Wort, was sie zusammen sprachen.

Als Hans wegging, hatte er die Absicht, gleich nach der Stadt zum Advokaten zu gehen. Der Weg nach seinem Heim zweigte ungefähr in der Mitte des Weges ab. Da stand er an der Scheide. Und gerade an dieser Stelle, — ein Bach schwahte still durch ein Buchenwäldchen, — lag die Kiste, wo die Mutter groß geworden war. Mars Schütt wohnte dort, es waren gute Leute. Hans ging hinein und sog den Schmerz um seine Mutter und um seinen Bruder noch einmal in allen Winkeln des alten Hauses ein. Er ließ sich den Platz zeigen, wo die alte Lade gestanden hatte. Jetzt war da blankgeschuertes Kupfer- und Messinggeschirr an derselben Stelle auf einer gemauerten Platte, die das alte Stück würdig gehoben und präsentiert hatte: „Sobald du denkst, ein Bruder habe etwas gegen dich, geh' hin, verjöhne dich! Und dann zu mir, zu deinem Gott!“

Hans ging weiter, nach Zinnenheiderfeld zu. Er konnte den Weg zum Advokaten nicht mehr finden; die alte Truhe sollte bleiben, wo sie war, aber seinen Born wollte er behalten.

Zehn Jahre waren dahingegangen, und Hans Paulsen hatte von seinem Bruder nichts gesehen und wenig gehört. Er hatte noch immer geglaubt, den alten Groll in seinem Herzen zu tragen; in Wahrheit trug er an der Stelle nur eine Leere und eine nie verstummende Klage um eine verlorene Liebe. Freilich, in der Regel vermochte er seinen Schmerz in dem allgemeinen Gleichgültigkeitsmeer zu ertränken; aber es kamen Stunden, . . . wo es anders war.

Nun hatte er bei seiner Arbeit Hohenwichel im Nebel gesehen und auch die beiden Männer Arm in Arm . . . Er brauchte gar nicht hinzusehen; wenn er die Augen schloß, sah er es beinahe besser und deutlicher. Namentlich auch Hohenwichel. Sieh' mal an! Ordentlich das Haus und den Kreuzbau, worin das Vieh aufgestellt wird, daran. Die hohen Binden am Weg und die Goldweiden am Kuhhaus. Goldweiden auf dem Kniden. Es war ein Haus, so recht in Goldweiden eingebettet, hieß darum auch Hohenwichel.

Das wunderbarste aber waren die beiden Männer, die nach Hohenwichel gingen und sich nicht ließen. Zum erstenmal war es vor drei Tagen gekommen. Ein Wagen war auf der Landstraße im Nebel schattenhaft vorübergefahren; Hans Paulsen hatte immer die Wegschladen gehört, wie sie vom Rad in die tiefen Geleise zurücksfielen. Der Wagen war verschwunden; Hans hörte ihn kaum noch . . . da sah er die Männer Arm in Arm.

Am Tag vor der zehnten Wiederkehr des Todestages der Mutter ging Hans nach dem Nachmittagskaffee nicht wieder nach der Koppel. Er bat Trien um warmes Wasser und nahm sich den Bart ab; er wollte in der Frühe nach Hohenwichel gehen.

„Das tu man“, sagte Trien und kriegte das Sonntagszeug ihres Mannes aus der Lade.

Hans ging früh vor Tag im Nebel weg.

Um sieben Uhr sollte die Sonne aufgehen. Er hatte schon eine ganze Strecke auf dem Zinnenheiderbiertth zurückgelegt; er sah, als die Sonne vermeintlich gekommen war, nur einen blassen Schein im Osten.

Der Nebel blieb, wie er war, oder wurde aar noch dichter.

Hans Paulsen, der mit dem Stock den breiten Fußsteig maß, war das recht. Je einsamer es war, um so deutlicher sah er die beiden Männer, die Arm in Arm auf Hohenwichel zugehen, vor sich her.

Er ging und ging.

Vor Jahren, als er, ein neuer Ansiedler, hierher gekommen war, da hatten die Katen in kleinen Gärten und Koppeln gelegen, alles andere war struppige Heide gewesen. Nun war wenigstens am Weg hin eine mehr oder weniger breite Leiste angebautes Landes. Hans schlug einen Nichtsteig ein, der ihn tiefer in das Blachfeld führte; nun streifte er wieder das ungekämmte Jungfernhair einer unbegebenen Erde.

Und immer die beiden im Nebel vor ihm auf. In den Gemarkungen glücklicher Dörfer mit altem Kulturland endigte der wilde Steg. Alte glückliche Dörfer sind auch die, zu denen die Buchholzkate und nachher auch Hohenwichel gehört. Vorher ist aber ein unheimliches Moor zu überschreiten, das seine Dünste brütend gen Himmel schießt. Das Moor war besonders wild und weich und morastig. Wenn Hans bei Sonnenlicht von der Höhe her einen Menschen hinübergehen sah, so war es ihm immer vorgekommen, als sähe er eine tote Seele zum Tor der Verdammnis schleichen.

Nun stieg er ohne Sorge hinab. Was kümmerte ihn das Moor? Der Nebel deckte alles zu. Sonst hatte auch ihm an Schilf und Binjen entlang die Natur etwas zu sagen gehabt. Nun schwieg sie. Jedenfalls sagte sie nichts von den Schrecken des schwarzen Moors. Der Nebel machte alles gleich. Und zwei Schatten gingen vor ihm her.

Er sah auch Hohenwichel. — In der Tür stand die Mutter und wartete auf die, die Arm in Arm daher kamen.

Und nun war das Moor hinter ihm, das Flächchen, vor dessen sumpfigen Ufern es abgelagert war, hatte er überschritten, nun war Hans in den glücklichen Knidtdörfern angelangt.

Und überall um Haus und Hof und auf der Straße, da war es still, so still, daß er das Riecheln des Nebels hörte. Nur ein paar Hühner hatten es für nötig befunden, zehn Schritte vom Vieben zu gehen. Hier und da sah man Bauernmädchen Geschirr auf die Regale am Hauskamin stellen. Und im grauen Nebel schauten sie frisch und fröhlich aus.

Aber nein, das war ein Eindrud als ein Gesicht; alle Formen verschwammen, und alles Harte und Herbe wurde weich. Ja, selbst Geräusche, deren Quelle zum greifen nahe lag, kamen wie aus weiter Ferne und aus alten Zeiten her. — Die Schatten gingen Arm in Arm.

Er erreichte das Wäldchen mit dem Häuschen, aus dem die Mutter herkam. Der Bach schwahte an seinem Weg entlang, leiser als sonst . . . Kling . . . Kling . . . ganz leise.

Hans Paulsen ging vorbei, — er wollte sich der Schatten getrösten, aber er sah sie nicht mehr. Aber ein anderer Schatten . . . nein . . . kein Schatten . . . ein Mann, der fest auftrat (sein Stecken hinterließ Löcher im Sand) . . . der kam ihm entgegen.

Und vor der Buchholzkate im Weg, da begegneten sie sich.

Und beide standen still . . . und waren starr — und ließen die Augen über sich hergehen . . . und . . . schwiegen.

Hans nahm zuerst das Wort.

„God'n Dag, Klaus!“

Und sie reichten sich die Hände. — Und sahen sich in die Augen . . . Und jeder sah die Bewegung des andern . . .

„Ik wull hen na di, Klaus!“

„Ik wull hen na di, Hans! Dat sönd vun Dag tein Sohr.“

„Doriim just, Hans.“

Und wieder schwiegen sie.

„Wie hebbt uns lang ni sehn,“ fing Hans wieder an.

„Wi sönd ni good utenanner kam. Ik hew di unrech dahn, Klaus!“

„Nä, ik hew di unrech dahn, Hans!“

Und wieder Schwiegen . . . eine halbe Minute lang.

Dann trat Hans dicht an Klaus heran und streichelte ihm die Backen:

„Wat böst du för'n goden Kerkl . . . Du böit min lewe witte Klaus!“

Klaus war der Weichere, in seinen Jüngen fing es an zu arbeiten, er mochte krause Falten . . . sein Gesicht war des Weinens nicht gewohnt. Aber er tat es doch, er weinte mitten auf der Landstraße, vor der Buchholzkate, und schlang den Arm um seines Bruders Nacken.

„Komm mit trüg, Broer, . . . id dröm ömmer, id ga Arm in Arm mit di na Hohenwichel hen.“

Auch in Hans Paulsens Auge glänzte es verdächtig.

„Komm, Broer,“ sagte er und schob seine Hand unter Klaus Paulsens Arm.

So gingen sie.

Es kam wie sie beide geträumt und träumend gesehen hatten. Und wenn die Tote auch nicht gerade in der Person im Türrahmen stand, sie zu empfangen, — so war sie doch bei der stillen Feier, die man in Hohenwichel feierte, zugegen.

Nach langer Zeit sah Hans seines Vaters Haus wieder — und siehe da! — es war alles gut. — Wie das Haus so warm im Nebel auf der Höhe lag, — die Linden noch immer vor der Tür und die Goldweiden im Knid. Der Nebel sperrte zwar die Aussicht, aber für Hans bedurfte es keiner Sonne zu schauen. Er mußte, vom alten Steinwall am Stall sah man am weitesten. Vor dem Wall fand er eine Hecke, nun war der Wall eigentlich überflüssig. Und es juckte ihm ordentlich in den Fingern, die Erde unten nach den Wiesen hinunter zu tarren.

Von dem Erbstück, — von der alten Lade sah er nichts. — Von dem Erbstück sprach keiner ein Wort.

Am andern Tag nahm Hans seinen Stock . . . „Nun will ich nach Haus und an Erien und an mein Kind sagen, damit auch sie sich freuen.“

„Wenn es dir recht ist, Hans,“ entgegnete der andere, „dann gehe ich ein bißchen mit längst.“

Sie gingen zusammen.

Unterwegs sagte Klaus zu seinem Bruder. „Es muß doch davon gesprochen werden, Hans. — Ich meine von der alten Lade . . .“

Hans nickte.

„Sieh, Hans, ich hab' sie nicht mehr. Ich hab' so gedacht in meinen Sinn. Es ist nicht mehr zu erforschen, was Mutter eigentlich gemeint hat. Und da hab' ich gedacht, es sei das beste, weder ich kriegte sie, noch du. Und das beste sei, sie wieder nach dem Haus und der Familie hinzugeben, wo sie hergekommen ist. Da hab' ich sie nach unserm Vetter Mars Schütt gebracht.“

Hans sah schweigend vor sich nieder.

Klaus sagte seine Rechte.

„Sag' mir, mein Bruder, hab' ich recht getan? Das wäre schön, wenn du das meinstest. Denkst du aber anders, — auch das ist recht und gut. Dann wird dir niemand wehren, an dich zu nehmen, was dein gutes Eigentum ist. Denn das weiß ich, und das ist gewiß: Meines Bruders Hand, Hans Paulsens Hand, legt sich nur auf Sachen, die das Recht ihm zu eigen gegeben hat.“

Da rief Hans Paulsen: „Sprich nicht so töricht, mein Bruder! Jedes Wort, das du sagst, als ob ich nicht einverstanden sein könnte, tut mir weh. Die Truhe gehört dahin, wo du sie hingebracht hast. Und da soll sie bleiben.“

Das Gespräch fand nicht weit von der Buchholzkate statt; es war still rings umher, nur der Bach schwakte leise in die Worte hinein.

Bei Mars Schüttkehrten die Brüder ein. Die große Dieleentür war zu; da lief Klaus nach der Seitentür (Wangsdör), die nach dem Garten geht, hin. Und Hans wartete.

Da wurde das Tor aufgeschlagen, da standen der Vetter und seine Frau, und ein paar Kinder standen herum und führten ihn in das gastliche Haus. Und des Herbstes fahler Schein lief mit ihm hinein auf die Diele.

Und siehe da! — in der Hörn, auf dem alten Platz, — da stand ehrwürdig die alte vom Urältervater Schütt geschmigte Truhe. Adlersflügel und Löwenklauen aus Eisen und Ranten springend, Laubwerk und Blattwerk, die Felder umrahmend, und auf der Vorderseite Kain und Abel — und David und Jonathan. — Mit ihrer Kunst und mit ihrer Liebe stand die alte Lade da; der Spruch der Vergebung lief an der unteren Leiste hin: „Sobald du denkst, ein Bruder habe etwas gegen dich, — geh' hin, verfühne dich! — Und dann — zu mir, zu deinem Gott!“

## Die Phonetik.

### II.

Wir haben in dem ersten Aufsatz gesehen, daß es sich in der Phonetik oder Lautlehre um die Entstehung der Sprachlaute handelt. Die Lautlehre setzt uns instand, jeden einzelnen Sprachlaut nach seiner Artikulation zu beschreiben, nahe zusammenliegende und weit voneinander abweichende Laute an eben dieser Artikulation zu erkennen und nach ihr zu bezeichnen. Wir haben im Norddeutschen z. B. zwei w, von denen das eine mit den Lippen und den Zähnen, wie in „wahr“, das andere aber nur mit den Lippen, wie in „Schwester“, hervorgebracht wird. Das erste w wird daher ein labiodentales (Lippenzähnlaut) und das zweite ein labiales (Lippenlaut) w genannt. Die Phonetik ist instande, die beiden ganz verschiedenen o in Sohn und Sonne genau nach der Mundstellung zu beschreiben usw.

Es ist so von vornherein klar, daß die Phonetik vor allen Dingen dazu berufen ist, nicht nur unsere Einsicht in das Wesen der Sprache überhaupt zu vertiefen, sondern auch in die Sprachwissenschaft selbst fördernd einzugreifen, mag diese nun theoretisch oder nur praktisch betrieben werden.

Wer sich eine richtige Vorstellung von dem Wesen der Sprache zu bilden sucht, dem ist die Einsicht in das Wesen der Laute unentbehrlich: sie sind die eine, die der Außenwelt zugekehrte Seite der Sprache. Ihre andere Seite, ihre mannigfach verschlungenen Vorstellungen, liegen in dem dunkeln Raum des Unbewußten in der Seele als ein höchst verwideltes Gebilde. Aus diesem dunkeln Raum fließt das, was der einzelne an sprachlichen Mitteln zur Verfügung hat, und man könnte sagen, noch etwas mehr, als worüber er unter gewöhnlichen Umständen verfügen kann.

Die Hervorbringung der einzelnen Laute geschieht infolge der Artikulation in den Sprachorganen, sie ist also ein Vorgang, eine Tätigkeit, die bei zwei Sprechenden niemals genau dieselbe ist. Sprechen wir also von einer Gesamtsprache, z. B. dem Deutschen, so meinen wir damit einen Durchschnitt durch eine kleinere oder größere Reihe einzelner Sprechweisen, ein Durchschnitt, der, obwohl keiner einzelnen Sprechweise völlig gleich, doch allen so nahe steht, daß wir ihn als Typus der ganzen Gruppe betrachten können. Also ist jede Sprache nicht als ein Konkretes, sondern als ein Abstraktes anzusehen.

Um die Wichtigkeit der Phonetik für die theoretische Sprachwissenschaft darzutun, lassen wir eine Neuherausgabe eines Verfassers, des dänischen Phonetikers Otto Jespersen mit kleinen Änderungen folgen:

„Es wird nicht schwer fallen, in den Annalen der vergleichenden und historischen Sprachforschung viele Fälle zu finden, wo Gelehrte durch eine ungenügende Kenntnis der lautlichen Mechanik irre geführt worden sind, oder wo die Kenntnis der in lebenden Sprachen vorhandenen Laute zu früheren, nicht mehr vorhandenen, den Schlüssel geliefert haben würde. Viele Erscheinungen in der Geschichte der Sprachen können mit Hilfe der Phonetik in einfacher, übersichtlicher Weise dargestellt werden, während die unphonetische Betrachtungsweise nur verwinkelte Einzelheiten ohne inneren Zusammenhang erblickt. Wahrnehmungen lautlicher Verschiedenheiten, die gegenwärtig nebeneinander in nahe verwandten Mundarten vorkommen, oder z. B. der Art und Weise, wie Kinder die Sprache ihrer erwachsenen Umgebung unvollkommen nachahmen, können für das Verständnis der Sprachentwicklungen in früheren Zeiten manchen Fingerzeig geben.“

Noch unentbehrlicher ist die Phonetik für die praktische Anwendung der Sprachen. Vor der Einführung der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telephone mochte es genügen, wenn man die fremde Sprache nur in ihrer Schriftform kannte, jetzt aber, wo die Zahl der Leute immer größer wird, die aus diesem oder jenem Grunde im Verkehr mit Ausländern praktischer Sprachkenntnisse bedürfen, muß man die Sprache sprechen können. Die meisten lernen eine fremde Sprache im Zustande, und wie könnte eine gute Aussprache auf eine andere Weise erzielt werden, als wenn die Lehrer zu der Einsicht kommen, daß eine phonetische Schulung hierzu unumgänglich notwendig ist. Einer der ersten, der die Bedeutung der Phonetik für die praktische Spracherlernung deutlich erkannt hat, ist der vor ungefähr zehn Jahren verstorbene Professor Gustav Langenscheidt, der Gründer der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung. Er verfaßte seine Unterrichtsbücher zum Selbstunterricht mit einer leicht verständlichen phonetischen Umschrift, wonach viele fleißige Menschen die französische und englische Sprache (und jetzt alle bekannten europäischen Sprachen) beherrichen gelernt haben und noch beherrschen lernen.

Unmüßig hinkten denn auch die Lehrbücher für Schulen in der Berücksichtigung der Phonetik nach, und heutzutage ist jeder Lehrer einer fremden Sprache sich darüber klar, daß er mit den Hauptergebnissen der Phonetik vertraut sein muß, um seinen Unterricht im Schulzimmer praktisch nutzbar machen zu können. Nur der wird ein guter Lehrer einer Sprache sein, wer sich von den Schwierigkeiten, mit denen seine Schüler zu kämpfen haben, selbst eine genügende Rechenschaft geben kann. Wie wäre es ihm sonst möglich, ihnen bei der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten behülflich zu sein?

Ferner liegt es offen zutage, daß die Phonetik für den Unterricht von Taubstummen nach der Artikulationsmethode von großer Wichtigkeit ist, und nicht minder für die Abgewöhnung von Sprach-

fehlern, sofern sie nicht auf einer offenkundigen Mißbildung beruhen. Denn meistens sind diese Sprachfehler nur die Folge übler Angewohnheiten oder bloße Nachlässigkeiten.

Auch wo von solchen Fehlern keine Rede sein kann, wird die Phonetik unschätzbare Dienste leisten können. Wie viele Menschen gibt es nicht, für die eine Aussprache ohne mundartliche Beimischungen von großer Wichtigkeit ist: der Schauspieler, der politische Redner, der Lehrer wird, wenn auch in verschiedenem Grade, an der vollen Ausübung seines Berufes verhindert und einer Minderung seines Einflusses ausgesetzt sein, wenn er sich nicht von solchen Spracheigentümlichkeiten freizumachen bemüht hat, worüber die Bewohner anderer Gegenden des Landes — ob mit Recht oder Unrecht, ist eine andere Frage — sich lustig machen.

Befindet sich der eine oder andere Leser dieses Aufsatzes in dieser üblen Lage, so verweise ich ihn auf die Reimen Werke von Theod. Siebs, und Wilhelm Viëtor. (Die deutsche Bühnensprache von Theod. Siebs bei Albert Vhu in Köln, und Die Aussprache des Schriftdeutschen von Wilhelm Viëtor bei Reipzig.)

Zum Schluß weisen wir noch auf den ersten Leseunterricht und besonders auf die Rechtschreibungsfrage hin, die in den letzten Jahrzehnten in allen Kulturländern immer wieder auftaucht und nur dann tatsächliche Verbesserungen erfahren kann, wenn sie auf Grund einer genauen Kenntnis der Laute der Muttersprache vorgenommen werden. Ebenso sollten sich die nicht wenigen Gebildeten und Verbesserer der Schellschrift (Stenographie) ernstlich mit der Phonetik beschäftigen, wenn sie ihren Grundsat: „Schreibe wie du sprichst“ richtig durchzuführen wollen. Sie werden dann einsehen, daß der Mangel eines phonetischen Unterbaues in ihren Systemen sich weit empfindlicher rächt, als sie jetzt anzunehmen geneigt sind. — Ernst Wrede.

## Kleines feuilleton.

Der Ursprung des Weinstocks. Die Anpflanzung und Benutzung des Weinstocks durch den Menschen ist so uralte, daß es Schwierigkeiten macht, festzustellen, wann und durch welches Volk sie zuerst geschehen ist. Nach dem schönen Studentenlied „Als Noah aus dem Kasten war“, wäre diese Frage allerdings gelöst, denn wir erfahren dort, daß der Herr einfach ins Paradies griff, um dem Noah das erste „bessere Getränk“ gnädigst darzubringen. Mittlerweile hat aber die Altertumskunde herausbekommen, daß in Ägypten schon von den ersten Zeiten des Pharaonenreichs an, also vor mehr als 6 Jahrtausenden, der Weinstock gepflanzt wurde und große Mengen von Wein lieferte. Die Beweise dafür geben nicht nur hieroglyphische Inschriften, die völlig einwandfrei entziffert worden sind, sondern auch Maleceien und Zeichnungen, auf denen Weinbauer bei der Arbeit zu sehen sind. Die meisten Ägyptologen haben danach auch angenommen, daß Afrika wohl die Heimat des Weinstocks gewesen sein mag. Neuerdings ist man aber wieder an dieser Annahme irre geworden, obgleich noch ältere Urkunden als die der ägyptischen Gräber in Schrift und Bild nicht vorliegen. Aus anderen Tatsachen ist zu schließen, daß der Weinstock an den europäischen Mittelmeerküsten und bis nach dem Kaukasus hin mindestens ebenso früh heimisch gewesen ist als im nördlichen Afrika. Nach gewissen Funden, die im Kaukasusgebiet gemacht worden sind, soll die Rebe dort schon in vorgeschichtlicher Zeit häufig gewesen sein, und manche Forscher haben daher ihre eigentliche Wiege dorthin verlegt. Im großen und ganzen aber muß man sich, wie ein Mitarbeiter des „Cosmos“ betont, damit begnügen, zuzugeben, daß die Frage nach dem Ursprung des Weins bisher noch keine endgültige Beantwortung gefunden hat.

## Kulturgegeschichtliches.

Wie lange raucht man schon in Europa. Man meint gewöhnlich, daß die Sitte — viel nennen es eine Unsitte — des Rauchens erst nach der Entdeckung Amerikas in Europa eingeführt sei. Aber wenn wir auch vieles der neuen Welt verdanken, daß Rauchen verdanken wir ihr nicht. Das ist allerdings richtig, daß die Tabakspflanze aus Westeuropäern aus Amerika gebracht wurde; für andere Länder gehört auch nicht einmal dies Verdienst den Amerikanern, denn in China rauchte man schon vor vielen Jahrhunderten eine Tabakspflanze, und es ist bisher kein Nachweis erbracht worden, daß diese etwa vor langer Zeit von Amerika aus über den großen Ozean nach China importiert worden wäre, sondern es besteht große Wahrscheinlichkeit dafür, daß die betreffende Pflanze in China selbst einheimisch ist. Aber daß in Europa auch schon lange vor der Entdeckung Amerikas überhaupt die Gewohnheit bestand, gewisse Pflanzenteile in eigens dazu bestimmten Gefäßen zu entzünden, den Rauch mittels geeigneter Vorrichtungen einzunehmen und nach einiger Zeit wieder auszuatmen, ist erwiesen. Unter den Ausgrabungen, die man in Frankreich machte, und die sich auf die Zeit beziehen, als die Römer sich in Gallien niedergelassen hatten, befinden sich Gegenstände, die sich gar nicht anders erklären lassen, denn als antike Pfeifenköpfe, zumal sie zum Teil gut angebracht sind, wie es noch jetzt von unseren Tabakrindern als eine Art Sport betrieben wird. Auch das Material, aus dem die alten Tabakspfeifen bestanden, ist dasselbe, das noch heute mit Vorliebe dafür verwendet wird, nämlich gebrannter Ton; wie aber bei uns daneben noch andere Materialien zur Herstellung von Tabakspfeifen benutzt werden, so war es auch schon im grauen Altertum der Fall. Man verwendete damals neben dem Ton aller-

dings nicht, wie es bei uns vielfach besteht ist, Holz, sondern Metall, besonders die in jenen Zeiten überhaupt ungemein vielfach benutzte Bronze, und daneben das Eisen. Die in Frankreich gemachten Funde blieben nicht isoliert, sondern auch anderwärts, wo sich Römer niedergelassen hatten, wurden Tabakspfeifen ausgegraben: besonders in der Schweiz und in England. Schließlich — und es wäre wunderbar gewesen, wenn man gerade in Italien, dem Lande, wo die Römer dauernd wohnten, keine Rauchapparate gefunden hätten — wurden in Italien selbst an mehreren Orten Tabakspfeifen ausgegraben. Von besonderer Wichtigkeit ist ein Fund, den man in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Rom machte. Dort wurde damals eine große Zahl von Tabakspfeifen aus gebrannter Erde entdeckt, die einer Art unserer eigenen kurzen Pfeifen ganz ähnlich waren, denn jede hatte seitlich eine Lücke zum Einstecken des Pfeifenrohres. Also das Bedürfnis, einen narcolotischen Pflanzensaft zu genießen, war auch in Europa schon lange vorhanden, etwa wie der Genuß gegorener Getränke nicht nur an einer Stelle der Erde gleichsam erfunden und von dort überallhin verbreitet wurde, sondern in den verschiedensten Zonen selbständig auftrat. Zum Rauchen wurde vornehmlich eine Pflanze verwendet, die in der Tat narcolotische Eigenschaften besitzt, nämlich der Hanf; daneben kamen zur Verwendung harte Bambusschößlinge, allerdings ein Rauchkraut, das unserer heutigen Rauchern ein gelindes Entsetzen erregen mag. Außerdem rauchte man die Blumen vieler Pflanzen, und das erinnert lebhaft an die von vielen jungen Europäern der neuesten Zeit angestellten ersten Rauchversuche: denn da der Genuß des Tabaks von der Schule und den Eltern verpönt, die Pflanze also selbst unerschaffbar ist, ersetzt man sie auch hier durch die getrockneten Blätter von allerlei Blumen, besonders die der Rosen, und es schmeckt schließlich nicht schlechter, als es den alten Römern geschmeckt haben mag.

## Völkertunde.

Ueber Prof. v. Luschan's Reise in Südafrika bringt der „Globe“ ein Referat nach des Forschers eigenem Bericht: Prof. v. Luschan war Gast der „British Association“, die im Herbst 1905 ihre Jahresversammlung in Südafrika abhielt. Zunächst erwähnt er die vorläufig noch recht sagenhaften Katta, einen Pygmäenstamm auf denkbar niedrigster Kulturstufe, der im nördlichen Transvaal hausen soll. Gesehen hat einen solchen Katta allerdings noch kein Beobachter, und man kann nicht sagen, ob der Stamm wirklich existiert oder existiert hat. Weiter wird die Frage der Stellung der Hottentotten zu den Buschmännern besprochen. Man beginnt jetzt, die Unterschiede zwischen beiden Rassen schärfer zu fassen, und erkennt eine höchst merkwürdige Uebereinstimmung der Grammatik der Hottentottensprache mit hamitischen Sprachregeln. Dem Verfasser erscheint hier die Annahme eines direkten hamitischen Einflusses unabweisbar: es seien Leute mit einer hamitischen Sprache vor langer Zeit bis nach Südafrika vorgezogen, die dann in ihren physischen Eigenschaften in der angetroffenen alten Bevölkerung aufgegangen seien, nicht aber in psychischer, wie Sprache, Grammatik, Religion. Die Schalllaute der Hottentotten spricht Reinhof als Leihgut (von den Buschmännern) an. v. Luschan verweist noch auf einen wesentlichen ethnographischen Unterschied zwischen beiden Völkern, der nicht übersehen werden sollte: Die Buschmänner sind noch heute Jäger und „Sammler“, die Hottentotten aber Hirten, wie alle Hamiten seit Jahrtausenden. Die Entschleierung der hamitischen Wanderungen sei eine der dringendsten Aufgaben der afrikanischen Völkertunde. Weiterhin wird die afrikanische Steinzeit berührt. Man findet in Südafrika Mengen geschlagener Steinwerkzeuge, und es erhebt sich die noch aufzuklärende Frage nach ihrem Alter. Mit Bezug auf das Alter und die Herkunft der Ruinen Rhodesias (Symbabwe usw.) schließt v. Luschan sich der bekannten Anschauung Randall-MacIvers an, der in ihnen Kaffernbauwerke sieht, die nicht älter als vier bis fünf Jahrhunderte seien und nichts Phönizisches oder Südarabisches an sich hätten. Im Anschluß daran werden die Petersschen „Beweismittel“ dafür, daß man hier Ophir oder Bunt zu suchen habe, kritisiert und abgelehnt. Diese sind zum Teil allerdings sehr schwach; so hat sich herausgestellt, daß die Peterssche „ägyptische Grabfigur“ eine Fälschung ist und daß Plinders Betrie, der sie für echt erklärte, sich geirrt hat. Ob die MacIversschen Ansichten allgemeine Geltung erlangen werden, ist allerdings noch sehr zweifelhaft; die historische Geographie hat hier auch mitzureden. Schließlich beschäftigt sich der Verfasser mit der Chinesenfrage und der heftigen Eingeborenenpolitik in Südafrika. Wir unterschreiben durchaus des Verfassers Standpunkt — resümiert der „Globe“ —, daß in unferem Südwestafrika der Krieg zu vermeiden gewesen wäre, wenn man es der Mühe für wert gehalten hätte, die Völkertämme zu verstehen.

## Technisches.

Der künstliche Marmor. Die künstliche Herstellung der kostbareren Gesteinsarten hat derartige Fortschritte gemacht, daß es jetzt besonders hervorgehoben wird, wenn einmal an der äußeren oder inneren Dekoration eines monumentalen Gebäudes alles echt ist. Vielleicht die größte Rolle unter allen Kunststeinen, soweit sie zur Verzierung dienen, spielt der künstliche Marmor, dessen Herstellung sich zu einer gewaltigen Industrie entwickelt hat. Zu einem künstlichen Marmor gehört Gips, pulverisiertes Marmor, etwas Marmorpulver und eine kleine Menge von starkem Leim. Bei Beobachtung eines bestimmten Verfahrens erhält man durch

Mischung dieser Bestandteile einen Teig, der, nachdem er getrocknet ist, die Erscheinung des Naturmarmors in hohem Grade nachahmt. Eine besonders ausführliche Abhandlung über die Herstellung und Verwendung von künstlichem Marmor hat die in Paris erscheinende „Allgemeine Rundschau für Gewerben“ gegeben. Was die Verwendungsarten betrifft, so wird der Kunstmarmor im allgemeinen in der Form von Platten geliefert, die zur Verkleidung der Wände von Innenräumen, auch zur Herstellung von Tischplatten oder von Böden für Parkettböden und Treppenstufen dienen. Gewöhnlich werden diese Platten einfach dadurch, daß man die Gesteinsmischung von der beschriebenen Zusammensetzung in eine Form laufen läßt, deren Boden durch eine Glasplatte von geeigneten Ausmaßen gebildet wird. Uebrigens beschränkt man sich nicht auf die bloße Nachahmung der Natur, sondern versucht auch, sie warme Tönung von antilem Marmor bei diesen Surrogaten zu erzielen. Dazu dient etwas Eisenhydrat, das in Wasser gelöst, dem Teig vorsichtig beigegeben wird, damit es sich später unter dem Einfluß der Luft in Eisenoxyd verwandelt und der Gesteinskomposition eine leichte Cremefarbe erteilt. Bläuliche Färbung wird durch etwas Kupferlösung, rötliche durch eine Abkochung von rotem Holz oder etwas Karmin erzielt, während die Adern des Marmors mit der Hand gezeichnet werden.

**Riesenanäle für Petroleum.** Von den großen Petroleumlagern aus, die entweder in nicht zu großer Entfernung bedeutende Absatzmöglichkeiten haben oder auf eine schnelle Beförderung des Erdöls nach einem Schiffsfahrtsplatz Sorge tragen müssen, sind in neuerer Zeit großartige Leitungsanäle geschaffen worden. Die Führung haben in der Schaffung solcher merkwürdiger Anlagen wieder die Amerikaner übernommen. In den Vereinigten Staaten sind die Hauptpetroleumgebiete mit den wichtigsten Verbrauchs- oder Stapelplätzen durch solche Leitungen verbunden, die es gestatten, die wertvolle Flüssigkeit sicher und schnell an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen. Das amerikanische Beispiel hat dann in einem außerordentlichen Maßstabe in dem berühmten Petroleumgebiet am Kaspiischen Meer Nachahmung gefunden, dessen Mittelpunkt Balu mit dem Hafen Poti am Schwarzen Meer durch eine Leitung verbunden worden ist. Diese Leitung hat die ungeheuren Länge von 885 Kilometern, die etwa der Entfernung von Berlin nach Basel längs der Eisenbahnlinie über Frankfurt entspricht, aber sogar sie noch um rund 25 Kilometer übertrifft. Diese Petroleumleitung vermag jährlich 1820 000 Kubikmeter Erdöl vom Kaspiischen Meer zum Schwarzen Meer zu befördern. Das neueste Unternehmen dieser Art, das trotz seiner weitaus geringeren Ausdehnung von erheblicher technischer Bedeutung sein wird, ist eine Leitung zur Beförderung von Petroleum quer über die Landenge von Panama, die gleichzeitig mit der Durchbohrung des großen Zweimeckkanals in Arbeit genommen worden ist. Auf diesem Wege soll das Produkt der Petroleumfelder von Texas möglichst schnell und billig nach der Pazifischen Küste geschafft werden.

### Notizen.

— „Requien der Rignon“ bestellt sich eine Komposition des Wiener Meisters Theodor Streicher, die am 2. Juni auf dem Mannheimer Jubiläums-Musikfeste ihre Uraufführung erleben wird. Als textliche Unterlage sind die Chorgefänge gewählt, die im achten Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ enthalten sind.

— Karl v. Scherzer, dem Weltreisenden, der ursprünglich Buchdrucker war und den Wiener Gutenbergverein gründete, soll in Wien ein Denkmal errichtet werden.

— In Paris ist der Professor der alten Geschichte an der Sorbonne Paul Guiraud gestorben. Er war ein Schüler von Justel de Coulanges und beschäftigte sich hauptsächlich mit Wirtschaftsgeschichte. Seine bedeutendsten Werke sind: „Das Grundeigentum in Griechenland“ und „Die Arbeit in Griechenland“. Der Band „Wirtschaftsgeschichtliche Studien über die Antike“, der vor einem Jahr erschienen ist und sich an ein größeres Publikum wendet, enthält unter anderem auch interessante Beiträge zur Geschichte des Finanzkapitalismus in alten Rom, die die kapitalistischen Interessen als den treibenden Faktor der politischen Geschichte in der Untergangszeit der Republik nachweisen.

— Die Goldoni-Ausstellung in Venedig ist am 25. Februar im Museo civico eröffnet worden. Man hat eine Reihe von Goldoni-Reliquien zusammengebracht, und um diesen den passenden Hintergrund zu geben, wurden sechs Säle des Museums in eine Art Patrizierwohnung aus der Zeit des Dichters, mit all dem Glanz und der Farbenfreude, die diese Epoche auszeichneten, verwandelt. Vervollständigt wurde der Eindruck durch eine Anzahl von Gewändern von Herren und Damen, von Dogen und Offizieren jener Tage, deren schimmernder Samt und leuchtende Seide, deren kostbare Stickereien und deren oft seltsame Formen ein lebendiges Bild der alten Pracht vermittelten. Eine Sammlung von Theaterzetteln aus dem 18. Jahrhundert, in denen Aufführungen von Stücken Goldonis angezeigt wurden, Bilder von Theateraufführungen aus der Zeit Goldonis, Illustrationen seiner Komödien und Porträts seiner Darsteller, darunter auch der Dufe und Novellist, hatten eine nähere Beziehung zu der Bedeutung des Tages. Lebhaftes Interesse erregte ein Puppentheater und eine An-

zahl Puppen in Zeitkostümen, die in verschiedenen Gruppen zusammengestellt waren und das damalige Leben veranschaulichten. Ein Glanzstück war das Porträt Goldonis, das Longhi von ihm gemalt hat; ihm schlossen sich einige seltene Drude von Bildern Goldonis sowie eine Sammlung von autographischen Briefen und Dichtungen, sein Geburts- und Totenschein und die alten Ausgaben seiner Dramen an.

— **Van Dyck in Amerika.** Die heruntergelommene italienische Aristokratie, die biologisch betrachtet jenen aristokratischen Organen gleicht, die zwer- und fimmlos weiterexistieren, geht im vollsten Sinne des Wortes von den Schätzen ihrer Ahnen. Ein Palazzo und ein paar gute Bilder aus fernem Zeiten sind ihre letzte Zuflucht, die sie veräußern, wenn alle anderen Hilfsquellen des Schmarogens versiegt sind. Der Staat verbietet zwar den Verkauf wertvoller alter Gemälde ins Ausland — allein wozu sind Geiege da, als um umgangen zu werden. So soll jüngst der Marquise Cattaneo in Genua sieben Porträts van Dycks (sprich: Deits), des glänzenden blämischen Porträtsisten, an Pierpont Morgan, den Stahltraktbeherrscher, um einige Millionen Lire verkauft haben. Morgan hat nämlich momentan den Sport, alte Bilder zu sammeln. Wie leicht überredet ihn Shaw, der den Sport betreibt, Millionäre zum Sozialismus zu bekehren, wenigstens dazu, die Bilder in einem Museum der Doffentlichkeit zuzuführen.

### Bücher-Einkauf.

#### Gesamtausgaben.

— **Ferdinand Freiligraths** sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. (Leipzig, Max Hesses Verlag. In 2 Leinwandbänden 4 M. Feine Ausg. 6 M. Luxus-Ausg. 8 M.)

— **Anastasius Grüns** sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Anton Schloßar-Graz. Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titeltafeln der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe. (Leipzig, Max Hesses Verlag. In 2 Leinwandbänden 4 M.)

#### Romane und Romellen.

— **E. Daut**, Menschenrecht. (Gose u. Tetzlaff, Berlin, 1,80 M., geb. 2,50 M.)

— **A. Kuprin**, Der Moloch und andere Romellen. Aus Nord und Ost. Bd. 1. (Karl Konegen, Wien. Geh. 1,50 M.)

— **J. v. Lugin**, Das Land der blauen Rosen, Mären und Märchen. (H. Walther, Berlin. 2 M., geb. 2,80 M.)

— **Robert Sander**, Und über uns leuchtende Sterne, Roman. (Verlag Kontinent, Berlin. 4 M., gebunden 5 M.)

— **E. v. Weitra**, Seelenfäden, Romellen. (Gose u. Tetzlaff, Berlin. 3 M., gebunden 4 M.)

— **Artur Zapp**, Hochzeitsnächte, Aht Erzählungen aus dem Leben. (Gose u. Tetzlaff, Berlin. 3 M., gebunden 4 M.)

#### Lyrik.

— **Deutsche Dichter seit Heinrich Heine** von Karl Hendell. Die Literatur. Band 37/38. Mit 23 Vollbildern und 8 Fassimiles. 3 M., in Leder gebunden 5 M. (Vard, Marquard u. Co., Berlin.)

— **Soph Fuchs**, Stermose, Drama. (Richard Fuchs, Hohen-Neuendorf bei Berlin. 3,50 M., geb. 4,50 M.)

#### Dramen.

— **Leonid Andrejew**, Zu den Sternen, Drama in vier Aufzügen, deutsch von A. Scholz. (J. Lachytschikow, Berlin. Preis 2,50 M., geb. 3,50 M.)

— **Hermann Vahr**, Grotesken: Der Klub der Erlöser, der Faun, die tiefe Natur. (Karl Konegen, Wien.)

— **Hermann Wurte**, Drei Einakter: „Der kranke König“, „Donna Ines“, „Das neue Haus“. (Wiegandt u. Grieben, Berlin. 3 M., geb. 4 M.)

— **Jan Fabricius**, „Mit dem Handschuh getraut“, Kolonialdrama. (M. Auden, Hamburg und Berlin. 2 M.)

— **Emil Ludwig**, der Spiegel von Schalott. (Bruno Cassirer, Berlin.)

— **Carlot Gottfried Reuling**, Mahner, Schauspiel in vier Akten. (Theaterverlag Eduard Bloch, Berlin.)

#### Biographien, Essays.

— **Morix Lazarus**, Lebenserinnerungen, bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Lecht. (H. Reimer, Berlin, 12 M., geb. 14 M.)

— **J. M. zur Megede**, Erinnerungsblätter aus seinem Leben von M. zur Megede. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, geb. 1 M.)

— **M. zur Megede**, Frauengedanken über Menschengziehung. (F. Fontane u. Ko., Berlin. 3 M., geb. 4 M.)

— **Moderne Essays**: Oskar Wilde von H. P. Grebe, Eugen Dühring von Dr. Pflaum. (Gose u. Tetzlaff, Berlin. Preis je 50 Pf.)

— **Robert Sander**, Billige Weisheiten, Eine Essayammlung. (Continent, Berlin. 2 M.)